

# Im Goldenen Hecht. Über Konstruktivismus und Geschichte

Ein Gespräch zwischen Heinz von Foerster, Albert Müller und Karl H. Müller\*

Heinz von Foerster: Sie kommen mit Fragen, oder wie ist das. Oder machen wir ein Gespräch?

Albert Müller: Das wird sich ergeben.

HvF: Das wird sich ergeben, gut. So, also ich bin bereit.

AM: Wir haben uns überlegt, wir fangen *so* an: Geschichte ist neben der Soziologie das letzte Fach, in dem Objektivität noch eine Rolle spielt, ja geradezu etwas besonders Wichtiges ist. Wir hoffen allerdings, daß dies nach unserem Gespräch nicht mehr so sein wird.

HvF: Ihre Behauptung ist, Geschichte basiert auf Objektivität?

AM: Geschichtswissenschaft ist eine der Disziplinen, die noch an Objektivität glauben.

HvF: Na was, ist das wirklich so?

AM: Ja.

HvF: Hat sich das entwickelt oder hat man das schon immer geglaubt?

AM: Es gibt da schon eine antike Tradition, in der Objektivität als Ausgleich von Parteilichkeit erscheint. Im Hinblick auf die moderne wissenschaftliche Geschichtsschreibung war es im wesentlichen Ranke, der dieses Interesse an Objektivität auf den Punkt brachte, indem er sagte, er wolle zeigen „wie es eigentlich gewesen“.

HvF: Wie es eigentlich gewesen ist, ja.

AM: Die Frage, die sich nun im Lichte neuerer Debatten und gerade auch Ihrer Beiträge dazu stellt, lautet: Entspricht dieser berühmte Halbsatz nicht geradezu einem Jahrhundertirrtum?

HvF: Ich bin einmal, das paßt vielleicht zu diesem Thema, eingeladen worden, in einer Journalistenschule zu sprechen. Und dort stand das Credo dieser Schule eingemeißelt über dem Eingangstor: „Sage es, wie es ist!“ Ich bin dort hingekommen,

\* Heinz v. Foerster ist Professor emeritus der University of Illinois und Gründer und ehemaliger Leiter des Biological Computer Laboratory, Urbana. Wichtige Veröffentlichungen: Das Gedächtnis. Eine quantenmechanische Untersuchung, Wien 1948; Cybernetics of Cybernetics, 1974, 2. Aufl., Minneapolis 1995; Observing Systems, Seaside 1982; Sicht und Einsicht. Versuch einer operativen Erkenntnistheorie, Braunschweig 1985; KybernEthik, Berlin 1993; Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke, Frankfurt am Main 1993. Albert Müller arbeitet am Ludwig Boltzmann-Institut für Historische Sozialwissenschaft, Wien, Karl H. Müller am Institut für Höhere Studien, Wien. Das Gespräch fand im März 1996 in Heidelberg statt.

habe das gelesen und habe dann behauptet: „Es ist, wie ihr es sagt!“ Also müßt ihr auch sehr aufpassen mit dem, was ihr da erzählt. Denn das einzige, was wir haben, ist das, was gesagt ist. Wie es war, ist für immer gegangen. Nicht wiederholbar. Nicht rekonstruierbar. Es ist gegangen. So ist die einzige Methode, wie wir glauben können, wie und was gewesen ist, es zu sagen. Es ist, wie du es sagst, und nicht: sage es, wie es ist. Denn wenn man hören würde, wie die Leute sagen, wie es ist und wie es war, ist fast jede Aussage eine andere. Sie geht durch den Sprachfilter, sie geht durch den Perzeptionsfilter, sie geht durch den Kulturfilter. Alle diese Filter formulieren dann das, was einer glaubt, oder weiß, was einer gesehen hat. Nicht glaubt, sondern weiß! Das kann ich sagen dazu, wie es ist und wie es war.

AM: Wenn nur das ist, was man sagt, dann ist ein Historiker oder ein Journalist ein Sprecher. Von mir aus sogar ein kompetenter Sprecher in diesem Chomsky'schen Sinn ...

HvF: ... ja ...

AM: ... weil er ja über diese Ressource Sprache verfügt. Er ist allerdings – gewissermaßen ist das eine Voraussetzung –, nicht nur Sprecher, sondern er ist auch Beobachter.

HvF: Wenn er etwas erzählt, dann muß er etwas beobachtet haben, oder er kann auch bloß glauben, daß er etwas beobachtet hat. Die ganze Idee der Objektivität halte ich für einen *stumbling-block*, eine Fußfalle, einen semantischen Trick, um die Sprecher und die Hörer und die gesamte Diskussion zu verwirren, von Anfang an. Denn die Objektivität verlangt ja, soweit ich die Helmholtzsche Formulierung verstehe, den *locus observandi*. Dort

muß der Beobachter alle seine persönlichen Eigenschaften abstreifen und muß ganz objektiv – *locus observandi!* – sehen, wie es ist. Und diese Annahme enthält schon fürchterliche Fehler. Denn wenn der Beobachter alle seine Eigenschaften abstreift, nämlich die Sprache – Griechisch, Lateinisch, Türkisch, was immer –, wenn er seine kulturellen Brillen weglegt und damit blind und stumm ist, dann kann er ja nicht ein Beobachter sein, und er kann auch überhaupt nichts erzählen. Die Voraussetzungen seines Erzählens sind weggenommen. Auf den *locus observandi* hinaufzusteigen, heißt: Lege alle deine persönlichen Eigenschaften ab, inklusive des Sehens, inklusive des Sprechens, inklusive der Kultur, inklusive der Kinderstube, und jetzt berichte uns etwas. Na, was soll der berichten? Das kann der ja nicht.

Also wenn man Objektivität und Subjektivität in die Diskussion wirft, hat man die Diskussion im Grunde schon unterminiert und zerstört. Könnte man nicht diese Dichotomie Objektivität vs. Subjektivität weglassen und überhaupt nie diese Kategorien erscheinen lassen.

Manchmal taucht die Frage auf: Sagen sie, sie sprechen doch von Fakten, ja? Von *facts*, von Fakten. Und ich sage dann, woher kommt das Wort? Von *facere*, von Machen. Ein Faktum ist also eine gemachte Affaire, eine erfundene Affaire. Und was ist dann der Unterschied zu Fiktion? Das kommt von *ingere*, das heißt ja auch aufbauen, konstruieren. Was ist nun der Unterschied zwischen einer Fiktion und einem Faktum? Wenn ich von einem Faktum berichte, bin ich eingeladen, es zu bezweifeln. Wenn ich aber von einer Fiktion spreche: Der Zweifel taucht nie auf. Es

wird doch niemand fragen, hat der Faust wirklich gesagt: „Habe nun, ach, durchaus studiert“ etc., hat er vielleicht was anderes gesagt. Das bezweifelt niemand, sondern so war es. Faust hat gesagt: „Habe nun, ach, durchaus studiert“ etc. Wenn aber nun jemand sagt, der Faust hat in der Sowieso-Gasse in Frankfurt gewohnt, dann sagt ein anderer: Paß mal auf, wissen sie das wirklich, wo der gewohnt hat? Sie haben zwar die Dokumente studiert, aber ich habe ein anderes Dokument!

Jetzt darf ich Ihrer Frage gleich vorgreifen: Ist die Geschichte nun *fact* oder *fiction*? Sie ist *fiction*, Fiktion. Deswegen lese ich sie gerne. Ich will sie ja gar nicht bezweifeln. (*lacht*)

AM: Dann hätten wir es hier ja mit einem Scheinproblem zu tun.

HvF: Wo sehen Sie das Scheinproblem?

AM: Wenn wir die Geschichte von vornherein auf die Fiktionsebene verlagern, brauchen wir nach Beobachterproblemen nicht mehr lange zu fragen.

HvF: Wenn wir das tun, dann ist es doch kein Problem, auch kein Scheinproblem, dann ist es *kein* Problem. Aber gut, jetzt steige ich von meinem Fiktionspostulat herunter, und jetzt sage ich, wollen wir die Geschichte als Faktum bezeichnen. Ist das okay, wenn wir das jetzt tun?

AM: Probieren wir's.

HvF: Angenommen, es sind Fakten. Was der Historiker sagt, ist eine Akkumulation von Fakten. Dann werde ich ständig eingeladen, sie zu bezweifeln. Das heißt, die Geschichte ist ununterbrochen in einer evolutionären Entwicklung. Die Geschichte rollt und ist verschieden, verschieden, verschieden und verschieden. Dann ist die Geschichte etwas Dynamisches.

AM: Ja. Wie kann ich diese Dynamik jetzt aber sehen?

HvF: Indem dem Geschichtsprofessor, dem Geschichtelehrer, dem Historiker ununterbrochen Hölzer zwischen die Beine geworfen werden. Indem ich sage: So war es ja gar nicht, denn ich habe ... Und jetzt kommt ein Gegenspiel, und der andere kann dann sagen: Aber so war es ja auch nicht. Und indem jetzt etwas abrollt, eine Diskussion, wird Geschichte eine Diskussion zwischen Menschen, die Geschichte in verschiedener Weise sehen wollen.

Heinz von Foerster an seinem 85. Geburtstag im Wittgensteinhaus, Wien.

AM: Sie haben irgendwo geschrieben: „Das Problem waren nicht die Dinge, es war Sehen.“

HvF: Ja, genau.

AM: Aber das heißt auch, das Sehen war

ein Problem, zu sehen ist demnach problematisch.

HvF: Natürlich. Es ist aber nicht nur das Sehen, es ist auch das Erzählen. Geschichte ist doch *story-telling*, Erzählen, Sprechen. Und es gibt ja ganze Kulturen, wo ununterbrochen verlangt wird, daß jemand die Geschichten erzählt. In afrikanischen Stämmen gibt's einen Menschen, der ist der Erzähler, von dem verlangt man, daß er erzählen soll. Mir fällt gerade ein: Da gab es eine junge Anthropologin, die war bei irgendeinem Stamm – waren es die Ibos oder die Ibibos, das weiß ich jetzt nicht –, um die Erzähler zu studieren. Sie hat diese Geschichten notiert und aufgeschrieben und wollte eine Dissertation über professionelle Erzähler schreiben. Das haben die gewußt, und irgendwann haben sie gesagt: Paß mal auf, du sitzt hier und hörst dir unsere Erzählungen alle an, jetzt erzähl du uns doch einmal was. Gib uns deine Geschichte. Ja, sagt sie, das kann ich gerne machen, und sie erzählt die Geschichte von Hamlet. Sie fängt also an, die Hamlet-Geschichte zu erzählen und erzählt, wie der Geist des Vaters erscheint. Und da sagen die Fachleute dieses Stammes: Halt! Das ist keine gute Geschichte. Nein, nein, nein, so kannst du gar nicht anfangen. Also die Sache mit dem Geist, die wollen wir gar nicht nehmen. Wenn du schon einen Geist hast, dann muß er viel später kommen, doch nicht gleich am Anfang. Und das ist so weiter gegangen. Ununterbrochen haben ihr diese Leute erklärt, wie der Hamlet eigentlich erzählt werden müßte, wenn er in ihrer Kultur erzählt werden würde. Das alles fand ich als ein gutes Beispiel für Geschichte als dynamischer Dialog zwischen verschiedenen Perspektiven, durch

den natürlich auch ein Ausgleich geschaffen wird. Am Ende der wunderbaren Geschichte, wie der Hamlet eigentlich sein sollte, entsteht eine Spannung, die für den Leser dieser Tripel-Geschichte vom Hamlet einfach faszinierend ist.

Karl H. Müller: Dieses ‚Geschichte als *story-telling* ist ja etwas, das das Selbstverständnis vieler Historiker nicht treffen würde. Die sagen, wir sind ja keine Geschichtenerzähler, sondern wir sind ernste Wissenschaftler. Sie sagen: Wir machen zum Beispiel Wirtschaftsgeschichte, wir untersuchen zum Beispiel lange Wirtschaftszyklen, und wir versuchen, diese zu verstehen, und wir bemühen uns, sozialwissenschaftlich zu sein etc. Was würdest Du nun denen sagen?

HvF: Denen würde ich sagen: Auch ihr erzählt mir doch eine Geschichte! Das und das ist passiert, und ihr wollt das in diese oder jene Theorie hineinbauen, ihr nehmt diese und jene Modelle. Aber gerade die Idee eines Modells gehört ja schon zu einem kontextuellen Apparat, an den ich meine Geschichte anhängen kann. Wenn ich, wie Du sagst, das Wort Zyklus nehme, bin ich schon gefangen von der Notwendigkeit, in Zyklen zu denken. Sobald ich Zyklen denken kann, erzähle ich meine Geschichte in Zyklen. Also, wenn Zyklus nicht vorhanden ist, muß ich die Geschichte ja als etwas anderes auffassen. Es sieht nur so aus, bei der theoretischen Behandlung. Es gibt ja keine Fundamentalgesetze der Geschichte, sowas wie Gravitation, Anziehung/Abstoßung etc. Diese Sachen haben wir ja nicht. Was passiert, wenn nun die Zyklen auftauchen: „Es ist eine geschichtliche Tatsache, daß sich die Sachen wiederholen...“ Ich sage, die Geschichte wiederholt sich nie, nur die Hi-

storiker wiederholen sich. Es kommt darauf an, wie man das anschaut. Nie wiederholt sich die Geschichte, es ist unmöglich. Es kann nicht wiederkommen, was einmal da war. Es ist ausgeschlossen. Anyway.

KHM: Wenn man das nun weiter zuspitzt, und wenn wir beim Beispiel dieser langen Zyklen bleiben: Da gibt es eine Denkschule, die behauptet, es gibt ca. 50jährige Wellen, die wir in den letzten 200 Jahren beobachten können, eine zweite Gruppe bestreitet ihre Existenz. Eine dritte Position sagt, es gibt so etwas wie lange Zyklen, nur das, was normalerweise als Prosperität bezeichnet wird, ist eine Depression und umgekehrt. Gehört das jetzt zu einem Bereich, der entscheidbar ist, oder sind das unentscheidbare Fragen?

HvF: Unentscheidbar, völlig unentscheidbar. Und deswegen haben diese Leute die Freiheit, das alles zu erfinden. Zu den Zyklen sage ich noch etwas: Diese Situation ist vielleicht die Kepler-Situation. Dem Kepler ist es gelungen zu zeigen, daß die Planetenbahnen Ellipsen sind, sie haben eine Kegelschnittform. Das ist eine Kinematik. Kepler sieht das, aber er kann nicht sagen, warum, was steckt dahinter. Da kommt der Newton und sagt:  $1/r^2$ . Da, plötzlich, wird aus einer Beobachtung ein Gesetz. Zuerst haben wir eine Beschreibung: Die Planeten bewegen sich so und so, und ein anderer sagt, sie müssen es tun, weil:  $1/r^2$ , weil die Anziehungskraft schwindet mit dem Quadrat der Entfernung. In der Geschichte ist die Behauptung von Zyklen wahrscheinlich eine Keplersche Beobachtung. Die Historiker geben uns kein Naturgesetz, kein Geschichtsgesetz, das die Geschichte zwingt, sich so und so zu verhalten. Das sage ich als Ignorant. Oder gibt es da Fundamen-

talgesetze, die den Kepler erklären mit einem Gravitationsgesetz? Wüßtest Du etwas, das die Historiker, die mit Zyklen arbeiten, sagen läßt, Zyklen müssen deswegen entstehen, weil ... Und danach kommt ein Gesetz, nach dem sich menschliches Verhalten so entwickeln muß, daß es aus irgendwelchen Gründen, die ich jetzt einmal als mystisch bezeichne, weil ich hier ja kein  $r^2$  habe, wieder in den ursprünglichen Zustand zurückkommt?

KHM: Eine nicht-mystische Erzählung wäre zum Beispiel die über Innovationen und Imitationsverhalten. Wir haben zum Beispiel viele Firmen, die selbständig agieren, und ich habe irgendwo in diesem Bereich eine Innovation, die sich als sehr profitabel herausstellt.

HvF: Ja.

KHM: Dann ist es – ohne mystisch zu werden – eine angemessene Beschreibung, wenn man sagt, daß diese Innovation imitiert wird.

HvF: Ja.

KHM: Wenn diese Innovationen nun sehr große Innovationen sind, wie zum Beispiel die Eisenbahn oder Flugzeuge, dann geben sie eine Art Rhythmus vor. Dann gibt es zum Beispiel 20 Jahre, in denen Schienen gelegt werden müssen. Dann sind die Eisenbahnen da, es gibt eine Expansion, die aber irgendwann an ihre Grenzen stößt.

HvF: Geht man dann auf Flugzeuge über? Ist das Flugzeug eine Imitation oder eine Wiederholung der Geschichte?

KHM: Nein, nein. Es gibt dieses historisch einmalige Phänomen der Eisenbahn. Aber es gibt darüber hinaus so etwas wie Basisinnovationen, die eine Wirtschaft ganz zentral betreffen, ...

HvF: ... ein einmaliges Ereignis ...

KHM: ... und die immer wiederkehren.  
HvF: In welcher Form, wo kommt's wieder?  
KHM: Nehmen wir die Eisenbahnen.  
HvF: Nehmen wir die Eisenbahnen.  
KHM: Über 20 Jahre haben sie sich sehr kräftig ausgebreitet, dann schwächer, in 50 Jahren treten dann in ganz anderen Bereichen, im elektrischen Bereich, im chemischen Bereich, neue Produkte auf.  
HvF: *I see*, in einem ganz anderen Bereich.  
KHM: Und jetzt haben wir wieder eine Phase der schnellen Ausbreitung usf.  
AM: Die Folgen einer Innovation sind vergleichbar.  
KHM: Natürlich sind es immer wieder historisch einmalige Ereignisse, es gibt aber eine Ebene der Beschreibung: Basisinnovation – Imitationsverhalten. Und dann kann ich behaupten, es kommt zu Innovationszyklen.  
HvF: Das verstehe ich jetzt. Wenn *ich* es aber wäre, der das beschreibt, würde *ich* das nicht einen Zyklus nennen. *Ich* würde folgendes sagen: Wenn eine Innovation irgendwo auftaucht, dann hat sie folgende Prozesse als mögliche Konsequenz und diese Prozesse sind: Explosion, Habituation, Re-Habituation etc. etc. Wann das allerdings passiert, das hat keinen *zeitlichen* Zusammenhang. Wenn die eine Sache explodiert, muß noch nicht die andere Sache explodieren. Das wären Prozesse, die Zyklen erzeugen können. Zyklen entstehen aber durch Rückkopplung. Es kommt eine Sache, wird zurückgekoppelt, es kommt die nächste Sache, wird zurückgekoppelt, es kommt die nächste Sache etc. Ich aber sehe in der Innovationsphänomenologie die Rückkopplung nicht. Aber man könnte sagen, Heinz, weil du die Rückkopplung nicht siehst, das heißt ja nicht, daß

keine da ist. Professor X, das ist der Rückkopplungsprofessor, kommt und sagt: Sie sehen ja einfach nicht die Rückkopplung, die ich ja da drinnen sehe, und die ja da sein muß, weil ja die Eisenbahn die Chemie verbessert etc. etc. *I concede*. Wenn er die Rückkopplung sehen kann, dann bin ich zufrieden, dann hat er ein Gesetz etabliert, dann hat er Newton gespielt. Er sagt, okay, es ist nicht nur die Kinematik der Explosion, er gibt mir sogar einen Grund, warum eine Innovation in einem Gebiet rückkoppelnd, faszinierend, erleichternd, katalytisch für die Explosion einer anderen Innovation auftritt.  
KHM: Noch einmal zu entscheidbar versus nicht-entscheidbar. Das ist ja auch etwas, das Geschichte hat. Im 15. Jahrhundert wäre  $1/r^2$ , nachdem es nicht in Sicht war, eine nicht-entscheidbare Frage gewesen. Du hast das ja zugespitzt auf die Frage, solange man Dir die Rückkopplung nicht zeigt, solange ist sie eine mystische Sache. Wenn wir sie Dir aber zeigen könnten, würde das doch von einer unentscheidbaren Frage zu einer entscheidbaren werden.  
HvF: Ja natürlich, wenn Du den Rahmen für Entscheidbarkeit einmal etabliert hast. Dieser Rahmen selbst ist aber eine unentscheidbare Sache. Die meisten glauben, in der Mathematik habe ich entscheidbare Fragen, da habe ich dieses Problem, dann diesen Algorithmus, um das Problem zu lösen, also sind das alles entscheidbare Fragen. Wer hat ihnen die Struktur der Mathematik gegeben? Was sind die Axiome, die ich doch frei bin zu wählen? Denkt an die euklidische Geometrie. Lobatschewski hat gesagt: Ich erfinde jetzt eine nicht-euklidische Geometrie, denn die Struktur, die ich wähle,

als solche ist frei. Wenn ich im euklidischen Raum bin, kann ich keine Gerade durch drei beliebige Punkte ziehen, sondern eben nur durch zwei. Aber wenn ich nun eine nicht-euklidische Geometrie finde, dann kann ich das durchaus, dann kann aus einer Geraden auch ein Kreis werden etc. etc. Solange ich mich also um den Rahmen kümmerge, bin ich unentscheidbar. Wenn ich aber den Rahmen gewählt habe, dann läuft alles entscheidbar ab. Doch sogar dann nicht immer: Denn die Rahmen können so sein, daß sie auch Lücken in ihrem Netz haben. Das ist die berühmte Geschichte mit Gödel: Russel und Whitehead haben ein Netz gemacht, von dem sie glaubten, es wäre vollkommen undurchlässig. Und Gödel hat gesagt, da ist ein Loch, da können die Fische durch.

KHM: Geschichte wäre aber doch rahmenfähig in irgendeiner Form.

HvF: Ja, absolut. Das glaub ich schon.

AM: In Ihren Büchern, soweit ich sie verstanden habe, erscheint mir der Beobachter als ein Souverän.

HvF: Erscheint er so? Na gut, spielen wir das einmal durch.

AM: Wir könnten nun die Frage nach der Souveränität des Beobachters konfrontieren mit der Frage nach der Souveränität des Beobachteten. Wir könnten auch die Frage nach dem Risiko des Beobachters stellen. Orpheus, der sich umdreht, um zu beobachten, muß allein bleiben. Diese Doppel- oder Mehrdeutigkeit des Beobachtens ist für mich etwas sehr interessantes, für mich hat das auch viel mit der Frage nach dem Beobachten in der Geschichte zu tun.

HvF: Sehr interessant. Also, im Englischen kann ich mit einem Wortspiel sa-

gen: *Observing Systems*. Man weiß nun nicht, redet er von Beobachtetem oder ist es er, der beobachtet. Dieses Wortspiel halte ich für besonders aufschlußreich im Zusammenhang mit dem Problem der Mehrdeutigkeit. Es verweist uns wieder darauf, welche Bedeutung die Sprache für eine Beschreibung hat, um einen Sachverhalt, ob er nun paradox oder doppeldeutig oder mehrdeutig ist, wiederzugeben. Sachverhalte selbst sind ja in den meisten Fällen mehr- oder vieldeutig. Und es sieht ja nur durch unsere Kombination, unsere Kette von Worten so aus, als ob alles eindeutig wäre. Die Vieldeutigkeit sitzt dennoch immer drunter. Wenn es mir gelänge, ununterbrochen vieldeutig zu bleiben, dann wäre ich ganz glücklich. Aber leider bin ich dafür ein zu schlechter Sprecher. Aber ich wünschte mir, ich wäre so ein Sprecher, daß Vieldeutigkeit und die Einladung zur Vieldeutigkeit erhalten blieben. Ich würde gerne so sprechen können, daß mein Zuhörer eingeladen wird, was ich sage, so und so und so zu sehen. Daß der Reichtum des Satzes wächst in dem Hörer, der ihn hört. Heute habe ich Ernst von Glasersfeld getroffen, der auch hier in Heidelberg auf dieser Konferenz „Die Schule neu erfinden“ ist. Ernst von Glasersfeld hat heute mehr und mehr betont, deutlicher und deutlicher gemacht: Du kannst als Lehrer sagen, was du willst, es ist der Schüler, der es verstehen soll, in irgend einer Weise. Ich habe ihm vor ein paar Monaten, als er mich besuchte, folgendes gesagt. Mein hermeneutisches Fundamentalprinzip ist: „Der Hörer, nicht der Sprecher, bestimmt die Bedeutung einer Aussage.“ Und er meinte: „Um Himmels willen, das ist doch völliger Wahnsinn.“ Ich war still,

ich streite nicht. Heute sagt er genau dasselbe (*lacht*).

Ich möchte das noch einmal wiederholen: Ich hätte gern eine Kunst des Sprechens, die dem Hörer viele Möglichkeiten der Ausdeutung gibt. Und dann kann er mich immer fragen: Meinst Du das? Und ich frage, ja, was meinst denn Du?

AM: Sie haben ja einmal die Schulen, und dazu zählen ja auch die Universitäten, als die großen Trivialisierungsmaschinen beschrieben. Trivialisierungsmaschinen haben nun nicht die Absicht, Mehrdeutigkeit zu erzielen, sondern Eindeutigkeit.

HvF: Ja, ganz genau.

AM: Auch ich habe schon im ersten Semester Geschichte gelernt, ich muß eindeutige Sätze formulieren.

HvF: Ja genau. Mein Geschichteunterricht im Gymnasium war wunderschön. Der Lehrer fragte uns: „Was waren die Griechen für ein Volk?“ Ich weiß nicht, ob heute jemand die Prüfung bestehen würde. Die Prüfung wurde nämlich bestanden, wenn man sagte: „Ein heiteres Volk!“ Das war die Antwort auf die Frage: „Was waren die Griechen für ein Volk?“ Da hatte ich verstanden, was Geschichte ist: Ich mußte herausfinden, welche Antwort der Lehrer erwartet, wenn er fragt, was die Griechen für ein Volk waren. Wenn ich gesagt hätte, ein gescheites, ein philosophisches, ein künstlerisches, das wäre alles falsch gewesen. Das war mein Unterricht in der Geschichte, und so habe ich verstanden, um was es sich bei der Geschichte handelt.

KHM: Ich möchte noch einmal zum Beobachterproblem zurückkommen. Da gibt es den schönen Satz: Geschichte ist das, was Historiker tun. Das ist ausbaubar in die Richtung: Das, was Historiker tun, sagt

weniger über die Geschichte als über die Historiker. Man könnte das nun genau nehmen und fragen: Was sagt denn das Produkt des Historikers im einzelnen über ihn aus?

HvF: Wenn jemand auf prinzipiell unentscheidbare Fragen eine Antwort gibt, dann sagt er mir immer nur etwas über sich, statt über die Frage. Besonders gut sieht man das, wenn man Leute fragt, wie das Weltall entstanden sei, eine unentscheidbare Frage. Jeder aber weiß, wie das war. Jeder erzählt einem eine Geschichte, das war doch so und so. Ich kann dann sagen: „Danke, ich weiß jetzt, wer *du* bist.“ Ich weiß jetzt, wer der Sprecher ist. Wenn man das einmal grundsätzlich verstanden hat, kann man die Leute auch fragen: Wie war das mit Alexander dem Großen? Und die Antwort darauf sagt mir etwas über den Historiker und nicht unbedingt über Alexander den Großen, ich weiß, wie der Historiker die Geschichte sieht: Das war ein wüster Kerl, der hat alles umgebracht, der ist mit seiner Heerschar da runter gezogen, war ein Bub mit zwanzig Jahren, blablabla, oder: ein unerhört weitsichtiger Feldherr blablabla. In beiden Fällen weiß ich etwas über den Historiker.

KHM: Was aber weiß ich genau über den Historiker? Nehmen wir den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs als Beispiel. *Ein* Historiker konzentriert sich auf die Aktivitäten in Berlin, beschäftigt sich mit der Nazi-Elite und macht das personenbezogen. Ein *zweiter* Historiker sagt, der Kriegsausbruch läßt sich aus einer Art Eigendynamik der forcierten Rüstungsproduktion seit 1933 erklären. Dann habe ich einen dritten, vierten, fünften, sechsten, siebenten Historiker, die mir alle eine *andere* Erklärung anbieten. Was erfah-

ren wir nun genau über diese Historiker, wenn sie sich solcher unterschiedlicher Erklärungsansätze bedienen?

HvF: Alles, was *die* sagen. Ich bin mehr vertraut mit der Vielfalt der Antworten zur Frage nach der Entstehung des Ersten Weltkrieges. Das ist auch schon ein wenig gefroren, nicht mehr so stark von politischen Haltungen determiniert. Wenn wir uns das ansehen, ist es ganz unglaublich, wie viele verschiedene Erklärungen für die Entstehung des Ersten Weltkrieges wir haben. Und wahrscheinlich sind *alle* stichhaltig. Denn, zugrunde liegt eine Komplexität, die auf verschiedene Art beleuchtet werden kann. Für meinen Vater bestand die Ursache für den Krieg darin, daß die Serben den Franz Ferdinand erschossen und nur darauf gewartet hätten, bis die Habsburgermonarchie zerfällt. Wenn ich einen Franzosen gefragt hätte, hätte der gesagt, das alles ist passiert, weil Deutschland auf die Russen losgehen wollte etc. etc. Tatsächlich hatten wir 1914 eine angespannte Atmosphäre in Europa, in der eine kleine Ursache eine große Wirkung zeitigen konnte. Nun ist die Geschichte mit Franz Ferdinand zwar keine ganz kleine Ursache, aber im Vergleich zur darauf einsetzenden plötzlichen Explosion ist sie nicht sehr bedeutsam. Die Chaostheorie könnte uns hier weiterhelfen. Es handelte sich um ein dynamisches System. Wenn in ihm eine kleine Störung auftritt, dann: ZAPP, geht das alles in eine andere Struktur über. Die Instabilität von Systemen, die durch Rekursivität eine bestimmte Stabilität erreicht hatten – so könnte man das Vorkriegseuropa beschreiben –, bewirkte, daß ganz kleine Störungen ungeheure Konsequenzen hatten: PAFF, und das ganze explo-

diert. Wenn man hier Theorien machen will, würde ich sowas anschauen.

KHM: Du glaubst also, es gibt so etwas wie eine legitime Vielfalt an Interpretationen, so wie wir dieses Zimmer hier aus verschiedenen Perspektiven anschauen könnten.

HvF: Ich würde hier gern den Begriff der Komplementarität einführen. Komplementär zu irgendeiner offiziellen Version einer Geschichte über einen Kriegsausbruch kann ein Historiker kommen und diese Geschichte beispielsweise an den beteiligten Personen aufhängen. Ich gebe ein Beispiel. Einer meiner Schwager ist an Geschichte sehr interessiert. Wie ich mit meinen Buben nach Amerika gekommen bin, haben die dort zunächst überhaupt keinen Geschichtsunterricht bekommen, sie waren gerade so zehn, zwölf Jahre alt. Da sagte ich zu meinem Schwager: Würdest du den Geschichtsunterricht in meinem Haus übernehmen, die Kinder wachsen ja auf wie die Wilden! Und er hat Geschichte dann rein vom Schlafzimmer aus behandelt: Wer schläft mit wem, wer hat uneheliche Kinder mit wem? Also meine Kinder haben sich wahnsinnig gefreut, endlich hatte die Geschichte einen *Sinn*. Und ich dachte mir, das ist doch eine sehr schöne Methode, um Geschichte zu lehren. Auch *das* ist eine Form einer komplementären Geschichte. Ich selbst liebe die Geschichte, die sich an Personen, an Menschen, orientiert. Meine persönliche Version der Wissenschaftsgeschichte ist immer an den Menschen orientiert. Der *Wiener Kreis* ist nicht ein Wiener Kreis, sondern er besteht aus einem Schlick, aus einem Carnap etc., und das waren Leute, die haben diese und jene Witze gemacht, die haben diese und jene

Schwächen gehabt, und die haben so und so miteinander kommuniziert. Für mich ist das so, für andere ist es ganz und gar nicht so. Die rein beschreibende Geschichte, wie sie in den Geschichtslehrbüchern zu lesen ist, die spricht nicht zu mir und die vergesse ich auch ganz schnell.

AM: Sie haben den Begriff des Komplementären verwendet. Wenn wir jetzt noch einmal zum Beispiel des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs kommen, so möchte ich an die sogenannte Fischer-Kontroverse erinnern. In den 60er Jahren hat der deutsche Historiker Fritz Fischer eine dieser komplementären Sichtweisen angeboten. Er hat behauptet, daß es im Deutschen Reich infolge der Dynamik der Rüstungsindustrie, des Schlachtflottenbaus etc., durch innen- und nicht außenpolitische Momente, zu einer eigenen aggressiven, imperialistischen Entwicklung gekommen sei, die für den Krieg verantwortlich gemacht werden kann, daß es also weniger um Einzelereignisse wie Thronfolgermorde etc. geht. Mit dieser Interpretation hat sich Fritz Fischer in Deutschland in die allergrößten Schwierigkeiten gebracht ...

HvF: ... kann ich mir vorstellen ...

AM: ... und er wurde von seinen Kollegen ganz massiv angegriffen und auch denunziert. Manche wollten ihm, zugespitzt gesagt, das Sprechen verbieten. Hier haben wir es mit anderem als mit bloßer Komplementarität zu tun, mit massivem Streit, mit konkurrierenden, nicht komplementären Geschichten, mit politischem Streit um Geschichte.

HvF: Da haben Sie recht, aber das ist vielleicht ein Sonderfall. Komplementarität erzeugt nicht nur Symmetrie, – was da nicht ist, kommt dort vor, was da ist, kommt dort nicht vor –, sondern auch

Überschneidungen, einmal so herum, einmal so herum. So wie *ich* den Begriff Komplementarität gebrauchen möchte, geht es um eine Bereicherung. Sie produziert Fußnoten zu einem Text, und Fußnoten zu den Fußnoten. Zuletzt wird unscharf, wer eine Fußnote zu wem ist. Ist A die Fußnote zu B oder B zu A oder C zu B etc. Ich spiele hier ein bißchen das *deconstructivism*-Spiel. Da sage ich meine Geschichte und unten mache ich die Fußnote. Derrida spielt dieses Spiel bis zur Perfektion, da weiß man nicht, ist die Geschichte in der Fußnote oder ist die Geschichte oben (*lacht*). So sehe ich das etwa. Nun noch einmal die Frage, ob Komplementarität der richtige Ausdruck ist für jenen Bereich, wo eine Geschichte über die Geschichte erzählt wird. Ich könnte mir tatsächlich eine Geschichte *der* Geschichte sehr gut vorstellen, zum Beispiel, daß man über die Entwicklung, wie über Geschichte gesprochen wird, spricht. Das ändert sich ja auch im Zeitverlauf. Eine Zeitlang sagt man vielleicht „Die Griechen sind ein heiteres Volk“, aber im Lauf der Zeit wird die Rolle der Griechen für die europäische Entwicklung verschieden und verschieden und verschieden gesehen. So könnte man allmählich zu einer Geschichte der Geschichte gelangen.

KHM: Auch die Geschichte der Geschichte erlaubt wieder komplementäre Versionen, das ließe sich *ad infinitum* fortsetzen.

HvF: Ja genau, *ad infinitum*.

KHM: Dann können wir das Thema wechseln. Du hast einmal die Metapher vom Gedächtnis ohne Speicher konzipiert. Es wäre ja tatsächlich die falsche Intuition, wenn man sich das Gedächtnis als eine

Art großen Kübel vorstellt, in den was hinein- und herauskommt.

HvF: Es gibt doch diese berühmte Zahl  $\pi$ , also das Verhältnis vom Umfang zum Durchmesser eines Kreises. Das ist eine Zahl, rechne ich sie aus, fängt sie mit 3 an, 3,1 3,14, 3,141, etc. etc. Diese Zahl  $\pi$  läßt sich nicht ausschreiben, denn sie hat unendlich viele Stellen. Niemand weiß also, wie diese Zahl  $\pi$  aussieht, dennoch verwenden alle Leute die Zahl  $\pi$ , obwohl niemand weiß, wie die Zahl aussieht. Das ist gegangen bis zum *Wiener Kreis*, bis zu Waismann etc. Dann erst konnte gesagt werden, das ist ja gar nicht das Problem. Paß mal auf, es genügt, wenn du mir ein Rezept gibst, wie ich  $\pi$  ausrechnen wollte, wenn ich die Zeit habe, die Lust habe, die Muße habe,  $\pi$  auszurechnen. Ich brauche aber nicht  $\pi$ , ich brauche nur das Rezept. Der nächste Schritt ist zu sagen, das Rezept ist eine Zahl. Jetzt kann ich die Sachen nehmen, dividieren, multiplizieren, quadrieren etc., aber ich brauche mich um  $\pi$  nicht mehr zu kümmern. Das ist eine Metapher für Gedächtnis ohne Speicher. Denn der Speicher müßte die Zahl  $\pi$  aufschreiben, und ich behaupte, das ist nicht der Fall, denn wir haben ja ein Rezept für  $\pi$ , eine Struktur, die da sitzt, und wenn es ankommt, dann macht es  $\pi$ . Die Struktur selbst kann dafür verwendet werden, um das zu machen, was  $\pi$  gemacht hätte, ohne  $\pi$  selber zu brauchen. Aber jetzt zurück von dieser Metapher. Dann könnte ich mir vorstellen, daß die Geschichte einer Geschichte eine generative Geschichte ist, die mir die Geschichte erzeugt, wenn ich daran denke.

AM: Diese Sache mit dem Speicher wird ja von einigen Kulturhistorikern etwas anders gesehen. Manche sagen zum Beispiel,

daß gesellschaftliche Praktiken, wiederkehrende Rituale etwa, von den Akteuren, oder auch von Kollektiven, gewissermaßen verspeichert werden. Um zu wissen, was ich am Ersten Mai zu tun habe, brauche ich kein Flugblatt zu lesen, sondern ich habe es kulturell gespeichert, um den Ersten Mai ordentlich feiern zu können oder auch Weihnachten. Ich weiß ganz einfach, daß ich einen Christbaum brauche, weil ich das dem kulturellen Gedächtnis, das natürlich für verschiedene soziale Gruppen ganz anders ausschauen kann, als einem Speicher entnehme. Bei der Untersuchung kultureller und sozialer Praktiken wird die Figur des Speichers durchaus bemüht, ohne daß dieser Speicher oder seine Struktur genauer beschrieben werden könnten. Welche Vorteile haben wir nun, wenn wir auf den Speicher verzichten?

HvF: Die Vorteile sind gigantisch! Denn der Algorithmus, Weihnachten auszurechnen, ist unglaublich viel kürzer als das fertige Weihnachten. Wenn ich nicht jeden Schritt vorschreiben muß, wie Weihnachten stattzufinden hat, hat das enorme Vorteile. Wenn ich Leuten zuhöre, wenn sie mir erzählen, was Weihnachten ist, dann haben sie einen eingebauten Algorithmus, der mir jetzt erzählt, was Weihnachten ist. Nicht, weil es gespeichert ist, sondern weil sie den Algorithmus haben und somit wissen, was los ist. Das heißt, der Speicher ist eine hoffnungslose Affaire. Der Algorithmus ist leicht, elegant und auch leicht modifizierbar. Beim Speicher kann ja sein, daß eine Störung auftritt, und dann ist alles kaputt.

AM: Wo wird der Algorithmus aufgehoben?

HvF: Das ist eine Struktur, aber natürlich ist immer irgendwo irgend etwas Stabileres. Aber es ist kein Speicher in dem Sinn, daß ich das hineingebe, was ich später herausbekomme. Wenn ich etwas hineingebe, möchte ich dasselbe herausbekommen. Wenn ich etwas anderes herausbekomme, beschwere ich mich bei dem Speicherer, ich klage ihn an, du gibst mir was anderes. Der Algorithmus gibt mir ja nicht den Algorithmus, sondern das Resultat, der rechnet mir  $\pi$  aus, oder Weihnachten, oder was immer. Warum ich also den Speicher nicht benützen will. Da wird immer angesprochen: dasselbe hinein, dasselbe heraus. Aber gerade im Fall von Kultur oder dem Sozialen ist das überhaupt nicht so: dasselbe hinein, dasselbe heraus. Es geht etwas hinein, und etwas ganz anderes kommt heraus. Mein Algorithmus produziert einen Output, der direkt nichts mit dem Input zu tun hat, weil er eben eine Transformationsregel ist.

KHM: Etwas anderes. Für Dich ist ja wichtig die Unterscheidung zwischen trivialen und nicht-trivialen Maschinen, zwischen trivialen und nicht-trivialen Erklärungen. Denken wir einmal an das Jahr 1989. Damals und danach ist in einem kettenreaktionsähnlichen Prozeß eine ganze Reihe von politischen Systemen gepurzelt. Seit Jahrzehnten gab es nun Institute für Osteuropaprobleme, und obwohl diese Tonnen von Papieren produziert haben, konnte keines diese Situation auch nur annähernd voraussagen. Heißt das nun, daß wir – egal ob wir jetzt Historiker, Zeitgeschichtler oder Sozialwissenschaftler sind – unsere sozialen und politischen Systeme in einem fundamentalen Sinn noch nicht verstehen, wenn dergleichen möglich ist?

HvF: Das würde ich durchaus unterschreiben. Das Nicht-Verständnis beruht darauf, daß dieses kausale Denken derart Fuß gefaßt hat. Das ist ja eine fürchterliche Trivialisierung: Wenn ich A weiß, kommt automatisch B raus, wegen *dem ist das*. Das hat sich so eingefressen in unsere Argumentation, besonders in Akademia ist das leider *der modus argumenti* geworden. Ich muß immer sagen: *weil*. Ich erzähle eine Geschichte aus unserem *Biological Computer Lab*. Dort hatten wir für viele Jahre diesen wunderbaren englischen Kybernetiker Ross Ashby. Der hat ja zwei ganz herrliche Bücher geschrieben: *Design for a Brain* und *Introduction to Cybernetics*. Beides sind hervorragende Bücher, man liest sie wie ein Märchenbuch, so leicht. Heute schaue ich sie mir noch an und denke: Mensch, der Ashby hat das damals schon gesehen, und erzählt alles, (*singt:*) ululi, wie eine Märchengeschichte, unglaublich. Eines Tages gab es diesen ganz großen Stromausfall an der Ostküste. New York, Connecticut, der ganze *Atlantic seashore* war ohne Licht. Und der Ross ist strahlend herumgegangen und hat gesagt: „Paßt einmal auf, in ein paar Tagen werden wir eine Ursache für das finden. Eine *Ursache!* Wir brauchen doch eine *Ursache* für diese Sache.“ In ein oder zwei Tagen ist er triumphierend mit einer *New York Times* gekommen, dort war ein Bild von einer verbrannten Sicherung, und er sagt: „Da ist es, da haben wir die Ursache. Diese Sicherung ist abgebrannt und die gesamte Ostküste hat kein Licht mehr gehabt.“ Er hatte bereits diese ganze Fixierung auf *single-cause*-Argumentationen vorausgesehen und hatte gewußt, die *können* nichts anderes ma-

chen, als eine Ursache, eine abgebrannte Sicherung, zu finden. Und dann haben sie sie natürlich auch gefunden, man mußte doch rechtfertigen, daß die ganze Ostküste ohne Licht ist. Er selbst hat sich immer wieder mit Konnex und Verbindung beschäftigt, mit Netzwerken, Ursachen gibts da gar nicht, es ist eine Dynamik, die kooperiert. Die Frage ist, wie versteht man und beschreibt man solche Dynamiken. Damals hat er schon die *fixed points*-Idee entwickelt, oder was man heute Chaos-Theorie nennt etc. Das hat er damals schon in einer ganz anderen Sprache als der heute üblichen beschrieben. Der Attraktor ist ja zum Beispiel ein schrecklicher Begriff, da glaubt man immer, es wird etwas dorthin gezogen, in diesen stabilen Zustand, nein, es wird hingeschoben! Die neue Sprache ist hier so galoppierend, daß die nicht einmal selber bemerkt haben, welch üblen Samen sie damit ausgesät haben. Das führt zu Mißverständnissen, *anyway*.

Ich erzähle noch eine zweite Geschichte von Ross Ashby, die solltet ihr kennen. Ashby war, bevor ich ihm eine Stelle an der *University of Illinois* anbieten konnte, der Leiter eines großen psychiatrischen Spitals in England, wo er sich schon jahrelang mit kybernetischen Problemen befaßt hatte. Er kam damals Anfang Winter und ich sagte: „Ross, es wäre wunderschön, wenn du einen Kurs ‚Einführung in die Kybernetik machen könntest.“ „Nichts lieber als das.“ Das Semester fing an, und Ashby begann seinen Kurs. Nach drei Wochen kommt eine Abordnung der Studenten in mein Büro, die sagen: „Wir wollen uns beschweren.“ „Über was wollt ihr euch beschweren?“ „Wir sind in der Klasse von Ross Ashby,

und wissen Sie, was der uns unterrichtet?“ Ich sage: „Einführung in die Kybernetik.“ „Nein, Trivialitäten!“ „Trivialitäten?“ „Ja, Trivialitäten, und deswegen wollen wir nicht mehr in seine Klasse gehen.“ Ich sage: „Beruhigt euch, er hält ja eine ‚Einführung, das wird schon schwieriger werden.“ Und die Studenten gingen wieder. Nach zehn Minuten kam Ashby in mein Büro und ich wußte bereits genau, was passieren würde. Ich sage, „Ross, ein paar Studenten aus deiner Klasse waren jetzt hier, die haben sich über dich beschwert.“ „Ja, worüber denn?“ „Du erzählst ihnen Trivialitäten.“ „Es hat mich zwanzig Jahre Nachdenken gekostet, diese schwierigen Dinge so vorzutragen, daß sie erscheinen, als wären sie Trivialitäten!“ Ich finde es bemerkenswert, daß es jemandem gelingt, derart komplexe Dinge so darzustellen, daß die anderen glauben konnten, es wären Trivialitäten.

AM: Hier gibt es einen ganz starken Genius loci. Wenn wir hier aus dem Fenster sehen, werden wir daran erinnert. Auf der anderen Seite des Neckar ist das Haus, das Max Weber bewohnt hat.

HvF: Ach nein, hier auf der anderen Seite? Sehr interessant.

AM: Eines der vielen bedeutend gewordenen Konzepte Webers war es, Soziologie als eine „Wirklichkeitswissenschaft“ zu beschreiben. Gibt es soetwas überhaupt?

HvF: Wenn er sagt, daß sie eine Wirklichkeitswissenschaft ist, dann ist es Max Webers Wirklichkeitswissenschaft.

AM: Gibt es aber nun etwas über Max Weber Hinausgehendes, das man als eine Wirklichkeitswissenschaft bezeichnen könnte? Oder müßte ein solches Konzept

nicht fallen, beispielsweise im Lichte radikal-konstruktivistischer Vorstellungen?

HvF: Also mein Standpunkt oder meine Haltung ist folgende: Wenn es mir gelingt zu sprechen, ohne Wirklichkeit oder Realität anzurufen, ohne diese *Worte* zu benutzen, wenn es mir gelingt, an ihnen vorbeizukommen, dann ist es gut. In verschiedenen Unterrichtssituationen, die wir geschaffen haben, haben wir zum Beispiel vereinbart: einer, der Realität sagt, muß 10 Dollar zahlen. Er *darf* es, er darf über Wirklichkeit, über Realität reden, es kostet aber *10 Dollar*. Wenn es ihm gelingt, es zu vermeiden, kommt er ohne zu zahlen durch, ja? Sonst muß er aber Strafe zahlen.

KHM: Der den Befehl sagt, muß aber auch schon zahlen.

HvF: Ja, ja natürlich (*zahlt*). Und jetzt geht es los, es wird sehr lustig, was jetzt passiert. Wir haben das auch für viele andere Begriffe gemacht, nicht nur für Realität und Wirklichkeit (*zahlt*). Das waren Begriffe, die immer wieder vorkommen. Kein Mensch weiß, was das ist, aber man verwendet es. Vielfach werden Wirklichkeit und Realität unter Anführungszeichen gesetzt (*zahlt*). Die sagen, wir wollen jetzt über „Realität“ sprechen (*zahlt*), und ich frage sie, warum machen sie die Anführungszeichen. Sie wollten doch über Realität sprechen und nicht über „Realität“ (*zahlt*), das ist doch etwas ganz Verschiedenes. Schon mit Hilfe der Grammatik kann man das ja machen, daß man unterscheiden muß zwischen dem, worüber sie reden, und dem, worüber sie bloß glauben, daß sie reden. Man kann also sehr amüsante Gespräche führen, wenn man thematisiert, was Bateson einmal *explanatory principle* genannt hat. Kein

Mensch weiß, wie sie funktionieren, aber alle verwenden sie –, weil sie einfach ein Gespräch weiterlaufen lassen. Ihr erinnert euch ja an das Gespräch zwischen Vater und Tochter. Die Tochter fragt: „Daddy, what is an instinct?“ Und der Vater antwortet: „An explanatory principle.“ Die Tochter weiter: „What does it explain?“ und der Vater, „Anything, anything you want it to explain!“ Ashby hat einmal über das Gedächtnis als *explanatory principle* gearbeitet.

AM: Auf die Frage, was die Geschichte ist, könnten wir ja auch sagen: Die Geschichte ist ein Erklärungsprinzip.

HvF: Da bin ich nicht sicher, sie beansprucht ja nicht, sehr viel zu erklären, oder?

AM: Wenn ich noch einmal Weber bemühe: Dort lesen wir, daß es um die Gründe des geschichtlichen So-und-nicht-anders-Gewordenseins der einzelnen Erscheinungen der uns umgebenden Wirklichkeit des Lebens ginge (*zahlt*).

HvF: Jetzt verstehe ich: Ja, hier ist auch die Geschichte ein Erklärungsprinzip, *anyway*. Aber noch einmal zu den verbotenen Wörtern und zur Wirklichkeit (*zahlt*). Jetzt geht's los: „Von was sprechen sie, Herr Weber, von was wollen sie gerne reden?“ „Ich will erzählen, wie ich die OUA EIU sehe.“ „Aha wunderbar, davon will ich auch sprechen.“ Nach einiger Zeit stellt sich heraus, daß diese beiden eben nicht wissen, wovon sie sprechen. Oder sie wissen, wovon sie sprechen, sie haben sich zusammengespielt, es hat sich Resonanz herausgebildet und sie können nun über etwas sprechen. Ein Beobachter, der dieses Gespräch nun verfolgt und das Wort Wirklichkeit kennt, würde niemals auf die Idee kommen, daß sie von

Wirklichkeit sprechen (*zahlt*), sondern er würde sagen, sie haben wunderbar von Relationen, von Beziehungen, von Erlebnissen, von Gefühlen gesprochen.

KHM: Es gibt ja die Geschichte, daß man jemandem eine Universität zeigt, man führt ihn ins Hauptgebäude, zeigt ihm Hörsäle, Institute, all das. Und er findet alles wunderbar und sagt schließlich, jetzt habe ich alles gesehen, sehr schön, aber jetzt möchte ich wissen, wo die Universität ist.

HvF: Das ist gut.

KHM: Ist es nicht mit der Wirklichkeit genau so (*zahlt*), hat dieser Ausdruck nicht einen ähnlichen Stellenwert?

HvF: Ja, das ist sehr ähnlich.

KHM: Das ist also ohne kognitiven Verlust streichbar.

HvF: Absolut, man braucht es ja gar nicht. Es ist eine Krücke, um in einem Gespräch einen anderen sehen zu lassen, worüber ich gerne sprechen möchte; aber eigentlich brauche ich das nicht. Wenn ich noch Zeit hätte und noch jünger wäre, hätte ich Sprachen und Völker untersucht, bei denen dieses Wort überhaupt nicht vorkommt. Und ich bin überzeugt, es kommt in vielen Sprachen gar nicht vor. In manchen der nördlichen sibirischen Stämme kommt es beispielsweise nicht vor. Zum Beispiel ist dort das Ich schon gar nicht da. Und wenn eine Sprache kein Ich hat, hat sie auch keine Wirklichkeit (*zahlt*). Sie muß dann konsequent mit Relationen arbeiten.

AM: Brauchen wir das Wort: das Imaginäre?

HvF: Oder: das Virtuelle?

AM: Ja, brauchen wir das, oder gehört das auch auf die Liste der verbotenen, strafbaren Wörter?

HvF: Nein, das können wir schon brauchen, das ist nicht strafbar.

KHM: Eine Anekdote: Im *Wiener Kreis* hat Otto Neurath einen *Index verborum prohibitorum* angelegt.

HvF: Wirklich, dafür bin ich sehr dankbar.

KHM: Wirklichkeit war auf dem Index, dann Sein und Bewußtsein, theologische und metaphysische Ausdrücke, aber witzigerweise auch Kausalität.

HvF: Das kann ich mir gut vorstellen, wunderbar, das gefällt mir gut. Jetzt habe ich eine Frage an Euch: Was macht Ihr mit diesem Gespräch?

AM: Wir schreiben das Band ab.

HvF: Und dann? Schaut Ihr das an und fragt, was können wir davon verwenden?

AM: Dann verbessern wir einmal die Fehler, die wir beim Abschreiben gemacht haben.

HvF: Ja verbessert das. Ich muß sagen, die Übersetzung meiner Sprache in die Schreibe ist etwas sehr Schwieriges. Meine Sprache springt so herum. Sie hat keinen Anfang, keine Mitte und kein Ende. Ihr werdet schon sehen, der Heinz ist nicht leicht zu transkribieren!